

# Die Neue Welt

Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung)

„Das ist herrlich!“ rief die junge Frau entzückt. „Da fahre ich mit nach Berlin. Als die einzige Schwester Guido's muß ich doch an seiner Hochzeit teilnehmen. Nicht wahr, Männer?“ Sie war aufgesprungen und hatte ihren Arm um den Nacken ihres Mannes gelegt. „Meinetwegen,“ sagte dieser gelassen. „Kannst Dir bei dieser Gelegenheit gleich mal Berlin ansehen. Mich interessiert es nicht, kenne das Nest schon.“ Zum übrigen schien ihm auch das Glück, das den Kienaus durch die Verbindung mit der Berliner jüdischen Finanz bevorstand, ziemlich kühl zu lassen. Innerlich überlegte er schon, welche „Flamme“ er wohl während der Abwesenheit seiner Frau besuchen könne.

„Nun kommen aber Dinge, die Dich mehr interessieren werden, lieber Sohn,“ sagte Herr von Kienau langsam und mit wichtiger Miene. „Majestät natürlich auch nach Schickal der übrigen Kinder gefragt. Sich sehr gefreut zu hören, daß einzige Tochter glücklich verheiratet ist. Majestät sich auch nach Schwiegersohn und Familie erkundigt. Habe berichtet: Ganz altes Geschlecht die Hartmanns, schon seit Jahrhunderten in Erlengrund ansässig. Große Verdienste um die Urbarmachung des unwirtlichsten Teiles des Gebirges und um die Erschließung des Erzreichtums erworben. Dadurch vielen tausend Arbeitern im Laufe langer Zeiträume gute Existenz verschafft. Hartmanns dabei stets persönlich tüchtig, und in allen Tugenden ihren Arbeitern ein Vorbild gewesen. Daher auch bis zur Stunde noch schönstes patriarchalisches Verhältnis zwischen Werkbesitzer und Untergebenen vorhanden. Arbeiter lieben und achten ihren Herrn wie einen Vater, und der Herr kennt kein größerer Glück, als Tag und Nacht in väterlicher Weise für seine Leute zu sorgen. Muster, das die Herren in ihrer liebevollen Fürsorge für ihre Leute stets gegeben, auch auf die von bester Wirkung gewesen. Moral und Sittlichkeit sehr gefördert. Während zu sehen, wie die ganze Bevölkerung von Erlengrund darin wetteifert, die Alten, Gebrechlichen und Kranken zu hegen und zu pflegen, und ihnen den Lebensabend in jeder Weise zu verschönen. Arbeiter durchweg wohlhabend, deshalb auch alle sehr zufrieden, sehr religiös, und von loyalster und königstreuester Gesinnung. König mit großem Interesse zugehört und auf das lebhafteste bedauert, daß ihn bisher noch niemand auf dieses verdienstvolle Patriziergeschlecht aufmerksam gemacht

und es zur Auszeichnung empfohlen habe. Soll aber nun nachgeholt werden. Majestät sich sofort Notizen gemacht. Kommerzienratstitel sicher, lieber Sohn. Orden wird nicht lange ausbleiben, und wenn ich es in einer guten Stunde Majestät nahe lege, folgt auch der Adel nach.“

Fest horchte der junge Herr hoch auf. Lebhaft sagte er: „Das läßt sich hören!“ Ist zwar nur gerecht, aber es war doch schön von Dir, Papa, daß Du für Anerkennung des Verdienstes auch durch die Krone gesorgt hast.“

Herr von Kienau schmunzelte vergnügt, als er sah, welch' tiefen Eindruck seine letzten Ausführungen auf seinen Schwiegersohn gemacht hatten. Ja, ja, die Kienaus galten wieder etwas! Nach den langen Jahren der Demütigung und des Gedrücktheits war es ein Hochgenuss, wieder eine gewichtige Persönlichkeit zu sein. Würdevoll erwiderte er seinem Schwiegersohn: „Freilich, lieber Sohn, es genügt nicht, Verdienste zu besitzen, sie müssen auch in entsprechender Weise an höchster Stelle in das richtige Licht gestellt werden, wenn sie Belohnung finden sollen.“

„Neben diesen Erfolgen mehr moralischer Natur habe ich aber auch solche von großer materiellen Tragweite gehabt. Wie Dir bekannt ist, besteht schon lange der Plan, diesen Teil des Gebirges durch eine neue Kunsttrasse dem großen Verkehr zu erschließen. Nur über die Linienführung konnte man sich bisher nicht einigen. Waren zu viele widerstreitende Interessen vorhanden. Bei meiner Anwesenheit in Dresden habe ich mich für unsere Gegend ordentlich ins Geschirr gelegt. Alle alten Freunde habe ich mobil gemacht, bei allen Ministern bin ich gewesen. Und da man wußte, daß der Wind umgeschlagen, die Kienaus bei Majestät wieder viel gelten, habe ich überall das größte Entgegenkommen gefunden. Die Sache ist nun endgültig entschieden, wenn wir auch, bis die Sanktion durch Majestät erfolgt ist, noch nicht darüber reden dürfen. Die Straße wird, vom Niederland kommend, und mein Besitzum in der ganzen Länge durchschneidend, über Erlengrund geführt. An Erlengrund wird sie geteilt. Die eine Strecke geht als Postchauffee nach Böhmen, die andere innerhalb der Grenze entlang, uns mit allen wichtigeren Orten verbindend.“

„Sapperlot! Das wäre ausgezeichnet!“ rief der junge Herr.

„Mehr als das,“ erwiderte eifrig der alte Kienau. Diese Verbindung ist für uns von unerschätzbarem Werte. In beiden Richtungen, nach denen die Straße von Erlengrund führt, liegen eine Anzahl Städte, in denen sich eine ungeahnte industrielle Entwicklung vollzieht. Da ist in den nächsten Jahrzehnten auf große Bautätigkeit mit voller Bestimmtheit zu rechnen. Wird also viel Bauholz gebraucht werden. Durch die neue Chauffee wird mir endlich Gelegenheit gegeben, die großen schlagbaren Bestände meines Waldes in Geld umzusetzen. Um Hunderttausende von Talern handelt es sich dabei. Aber Du mußt Schneidemühlen anlegen, lieber Sohn, damit wir das Holz in bearbeitetem Zustande, allen Bedürfnissen entsprechend, als Bauholz, Bretter und so weiter hinausbringen können. Wasserkräfte werden doch wohl noch aufzutreiben sein.“

„Die brauchen wir nicht erst anzutreiben, die haben wir schon,“ antwortete der junge Herr. „Eben habe ich von unserem alten Faktotum Richter die Mitteilung erhalten, daß unsere Hütten nur noch geringen Gewinn abwerfen, wahrscheinlich bereits mit Verlust arbeiten. Auf Besserung soll kaum mehr zu rechnen sein. Da geben wir einfach die unrentabel gewordenen Eisenproduktion auf und gehen zu dem profitablen Holzgeschäft über. Damit können wir die kostspieligen Wasserbauten sparen. Staudämme, Zuleitungsgräben, Gerinne und Wasserräder, alles ist vorhanden. Es brauchen nur die Hütten abgerissen und Sägemühlen dafür gebaut zu werden. Die ganze innere Einrichtung der Mühlen kann auf dem Werke hergestellt werden, kommt uns also billig. Es wäre wirklich famos, wenn wir für das Verlorene sofort gewinnbringenden Ersatz hätten.“

Was ihm an dem Projekt seines Schwiegersohns noch besonders gefiel, sagte der junge Herr allerdings nicht. Während Herr von Kienau sprach, war ihm sofort der Gedanke gekommen, daß bei Ausführung der Pläne seines Schwiegersohns es auch möglich sein würde, wieder in den Besitz der 20 000 Taler zu kommen, die er bereits so gut als verloren betrachtet hatte. Die konnten einfach bei der Entnahme von Holz aus dem Kienauischen Walde mitverrechnet werden. Außerdem mußte, wenn die Erträgnisse des Kienauischen Gutes so hoch wurden, wie sein Schwiegersohn annahm, seiner Frau später auch ein erkleckliches Erbteil zufallen. Das war auch eine nicht zu verachtende

Sache, besonders da er nie darauf gerechnet hatte, daß seine Frau ihm noch Vermögen zu bringen würde. Unter den vielen teuren Späßen, die er sich der Frauen halber schon geleistet hatte, war ihm schon manchmal seine Verheiratung als der teuerste erschienen. In dieser Beziehung brauchte er sich also in Zukunft Vorwürfe nicht mehr zu machen. Die üble Stimmung, in die ihn die Mitteilung Richters über die zurückgehenden Einnahmen versetzt hatte, war völlig verschwunden. Er freute sich schon darauf, wie er seine Beamten herunterhungen und ihnen zeigen würde, daß er, der sich scheinbar nicht um das Geschäft kümmerte, doch im kleinen Finger mehr Geschäftssinn besaß, als sie alle zusammen in den Köpfen. „Wie steht es aber mit der Ausführung des Chausseebaues?“ fragte er seinen Schwiegervater.

„Die wird nicht lange auf sich warten lassen,“ antwortete Herr von Kienau. „Die Pläne sind in der Hauptsache fertig, nur für unsere hiesigen Strecken müssen sie noch ausgearbeitet werden. Der Minister hat mir bestimmt versichert, daß die Arbeiten schon in einigen Wochen in Angriff genommen werden. Die Straße wird so geringe Steigung erhalten, daß auch die schwersten Lasten bequem transportiert werden können.“

„Sehr schön! Das waren wirklich gute Neuigkeiten, die Du mitgebracht hast, Papa.“

„Meine ich auch. Aber der Sad ist noch nicht leer.“

„Ei der Tausend! Und weitere gute?“

„Versteht sich! Für die Städte, nach denen wir durch die neue Straße die beste und bequemste Verbindung erlangen, ist eine Eisenbahn eine Lebensfrage. Im Ministerium ist es auch bereits beschlossene Sache, daß eine solche gebaut wird. Die Vorarbeiten sind schon in vollem Gange. Wir erhalten also durch die neue Straße zugleich bequemsten Anschluß an eine Bahn, die uns mit den Hauptstädten des Landes verbindet. Selbst wenn der unwahrscheinliche Fall eintreten sollte, daß wir unser Holz in den Nachbarstädten nicht alles los werden, können wir es immer auf der Bahn nach Dresden und Leipzig verfrachten. Die Rentabilität des Holzgeschäftes ist damit auf alle Fälle gesichert.“

„Desto besser! Da können wir die Vorbereitungen um so zuversichtlicher und früher beginnen.“

„Nun hat Dir Papa aber übergenug erzählt,“ sagte die junge Frau jetzt zu ihrem Gatten gewendet. „Ich möchte aber auch noch dieses und jenes von ihm aus Dresden hören, was Dich nicht interessieren wird. Du gestattest wohl, daß ich nun Papa mit Beschlag belege und zu einem Plauderstündchen auf mein Zimmer mitnehme.“

Herr Hartmann nickte nur, während Herr von Kienau lustig zu seiner Tochter sagte: „Stehe der Frau Kommerzienrätin in spe gern zur Verfügung. — Also auf Wiedersehen am Mittagstisch.“

Mit Eifer warf sich der junge Herr, als er wieder allein war, auf die Erledigung seiner Korrespondenz. Die eingegangenen Briefe verbrannte er dann sorgfältig im großen Kachelofen. Er war damit kaum fertig, als ihm gemeldet wurde, daß der bestellte Gotthold Guster im Flur warte. „Er soll sofort kommen,“ befahl Herr Hartmann.

Mit respektvollem Gruße betrat bald darauf Gotthold das Zimmer, bescheiden an der Tür stehen bleibend.

Viel freundlicher und herablassender, als er sonst mit Untergebenen zu verkehren pflegte, wandte sich der junge Herr an ihn mit den Worten: „Ich habe Dich rufen lassen, Gotthold, um mit Dir über eine niederträchtige Sache zu sprechen. Du mußt mir aus einer Patzche helfen, in die mich dieser elende Grünrod von Förster gern bringen möchte. Du kannst Dich

gewiß noch des Vorganges erinnern, bei dem ich auf dem Anstand oberhalb der Gusterhütte aus Versehen den jungen Klein angeschossen habe.“

„Gewiß, Herr Hartmann! Ich war ja den Abend mit in der Schuchhütte, die ich selbst aus Reifig gebaut hatte, und ich habe auch den Klein auf dem Schubkarren nach Hause gefahren.“

„Schön! Den Kleins habe ich nun so unter der Hand einige hundert Taler als Entschädigung anbieten lassen, aber der Förster hat offenbar die Leute, die sonst gewiß mit beiden Händen nach dem Gelde gegriffen hätten, aufgeheht. Die Sache kommt deshalb vor Gericht zum Austrag. Die Verhandlung ist hinausgeschoben worden, weil die Akten im Gericht verlegt waren. In einiger Zeit wird sie aber stattfinden. Da Du bei dem Vorfall zugegen warst, wirst Du auch als Zeuge vernommen werden. Voraussichtlich wirst Du auch verurteilt werden und da mußt Du selbstverständlich die reine, lautere Wahrheit sagen, darfst etwa nicht mir zuliebe die Sache anders darstellen, als sie sich zugetragen hat. Du mußt also aussagen, daß es ziemlich dunkel war, und daß Du auch der festen Ueberzeugung gewesen bist, daß ein Hirsch sich auf der Wiese befand, als ich den Schuß abgab.“

„So werde ich aber, wenn ich bei der Wahrheit bleiben soll, schwerlich ansagen können, Herr Hartmann. Denn es war nicht dunkel und ich habe auch ganz genau gesehen, daß es ein Mensch und kein Hirsch war, nach dem Sie schossen.“

„Wist Du des Teufels!“ fuhr Herr Hartmann auf. „Was hätte mich denn sonst zum Schießen veranlassen sollen, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, Wild vor mir zu haben?“

„Nach meiner Ueberzeugung haben Sie geschossen aus Mergel, weil Ihnen der Klein das Wild, das sich schon am Waldbrand zeigte, verschweicht hat. Sie haben ja schon sortgesetzt leise geflücht, als Sie den Klein kommen hörten.“

„Da hast Du entweder geträumt oder Du bist besoffen gewesen, Gotthold! Oder die ganze Geschichte hat Dich so aufgeregt, daß sich fixe Ideen in Deinem Dusekkopf festgesetzt haben. Ich sage Dir, es war völlig dunkel, und eine andere Annahme als die, daß sich ein Hirsch auf meiner Wiese befand, war für mich überhaupt nicht möglich. Wenn Du Deine Gedanken etwas anstrengst und Dir alles ruhig überlegst, dann wird Dir das auch wieder einfallen. Davon bin ich fest überzeugt. Nun kein Wort mehr von der Sache! Dagegen habe ich Dir noch etwas anderes zu sagen: Mit Eurer Herrlichkeit als Hammerschmiede ist es bald vorbei! Ich habe keine Lust, Geld zuzusetzen, bloß weil Ihr mir jährlich so und so viele Zentner Eisen beiseite bringt. Schweige! Was die Spazzen von den Dächern pfeifen, weiß ich auch! Die Hütten lasse ich eingehen. Baue Sägemühlen dafür. Nur wer anständig ist, kann darauf rechnen, mit in den neuen Betrieb hinübergenommen zu werden. Vor allen Dingen kann ich nur Leute in der Sägemüllerei brauchen, die ein gutes Gedächtnis haben; keine Träumer. Leute, die mein Interesse wahrnehmen und auf die ich mich jederzeit und in jeder Sache unbedingt verlassen kann. Das magst Du Dir ganz besonders merken, wenn Du noch länger in Erlengrund Dein Brot finden willst. — Zu reden brauchst Du über die bevorstehende Betriebsänderung vorläufig nicht. Es wird noch früh genug bekannt werden. So, nun trolle Dich!“

Gotthold ging. Ganz betäubt von dem zuletzt Gehörten. Der junge Herr sah ihm wütend nach. „Da bin ich gerade an das richtige Kamel gekommen,“ murmelte er. Der Trottel wäre imstande, mich noch extra einzusetzen. Scheint ganz dieselbe Art zu sein, wie das schnoddrige Ding, seine Schwester. Aber er wird sich wohl noch besinnen. Na, und wenn nicht, dann jage

ich die Gesellschaft zum Teufel. Das freche Frauenzimmer hätte es schon lange verdient.“

Gotthold hatte den gegebenen Wink wohl verstanden. Er war im innersten Herzen empört über die Zumutung, wider besseres Wissen auszusagen, nur damit dem Herrn Hartmann eine Unannehmlichkeit erspart blieb. Am Abend teilte er den Vorgang seiner Schwester mit, dabei die Vermutung aussprechend, daß die Unklindigung über das Eingehen der Hütten wohl nur ein Schreckschuß gewesen sei.

„Da irrst Du, Gotthold,“ sagte die Minna. „Als der Albert im Herbst den Onkel Gottlieb besuchte, um sich als Kohlenfuhrmann vorzustellen, da hat er bereits prophezeit, daß unsere Hütten über kurz oder lang zum Stillstand kommen würden, weil sie der Konkurrenz des Dampfhammers nicht gewachsen seien. Daß es aber so schnell gehen würde, das habe ich nicht gedacht. Da stehen uns ja schlimme Zeiten bevor. Wie soll sich denn unser Vater in solche Veränderungen finden! Wir wollen doch über die ganze Angelegenheit am nächsten Sonntag einmal mit Albert und Onkel Gottlieb sprechen.“

„Ja, Schwester, das können wir. Gegen meine Ueberzeugung sage ich aber vor Gericht unter keinen Umständen aus.“

„Gewiß nicht, Gotthold. Der gleichen Meinung werden sicher auch Onkel Gottlieb und Albert sein. Du machst Deine Aussage nach bestem Wissen, was immer auch für Folgen eintreten mögen.“

Der Winter hatte den Bewohnern des Trommerhauses Gutes und Schlimmes gebracht. Die Familie des Ernst Trommer war sehr vergnügt. Der ganze Vorrat von Nägeln war, unbelastet durch Zoll, zu einem guten Preise abgesetzt worden. Mit dem Absatz nach Böhmen, unter Umgehung der Zollämter, war die Nagelschmiederei immer noch profitabel. Auch die vom Seff dirigierten nächtlichen Fahrten waren alle gut verlaufen und hatten Gewinn gebracht. Schmunzelnd ließ Ernst Trommer Vater vier Stöße harter Taler, die ihm der Seff gebracht hatte, durch seine Hand gleiten, und sein Sohn renommierte zu jedem, der es hören wollte, damit, daß er zum Sommer Hochzeit machen werde.

Herrschte so in der einen Hälfte des Hauses eine sehr gehobene Stimmung, so sah es jenseits der Scheidewand, in der Familie des Richard Trommer, desto trüber aus. Richard Trommer hatte vergeblich versucht, den rapiden Preisrückgang der Nägel durch erhöhte Arbeitsleistung auszugleichen. Bei der langen, nun von kurzen Essenspausen unterbrochenen Arbeitszeit, die bis dahin schon die Norm gewesen war, ein geradezu selbstmörderisches Beginnen. Die schlimmen Folgen hatten sich denn auch bald gezeigt. Unter der erhöhten Anstrengung und bei der immer dürftiger werdenden Nahrung hatten die Kräfte des lungenkranken Mannes schnell abgenommen. Eines Tages war er unter einem Blutsturz erschöpft am Amboss zusammengebrochen. Jetzt wankte er, zum Skelet abgemagert, hohlwangig, mit pfeifendem Asten im Hause herum.

Den Lebensunterhalt, den bisher zwei nicht zu beschaffen vermocht hatten, sollte nun der schwächliche junge Richard allein erwerben. Wohl hatte die Mutter versucht, ihm bei der Arbeit behülflich zu sein. Aber bei der geringen Übung, die sie besaß, war ihr schon am ersten Tage der Zuschlaghammer vom Amboss abgeprallt und gegen den Kopf gepflogen. Zu der durch den Schlag entstandenen Verletzung war die Kopfrose hinzugegetreten. Einige Tage kämpfte die Frau gegen die Wirkung der Krankheit an, aber schließlich mußte sie sich doch, matt und fiebernd, legen.

Das große Elend in der Richard Trommer'schen Familie veranlaßte den Erlengrunde:

Frauen- und Mädchenverein, dessen Seele gegenwärtig die Hustermina war, zur Hilfeleistung. Ohne langes Besinnen übernahm die Minna selbst in diesem Falle die Rolle der barmherzigen Schwester. Sie pflegte die Kranken, kochte ein kräftiges Essen, wie es seit langer Zeit nicht mehr über die Lippen der armen, ausgehungerten Menschen gekommen war und brachte in die total verwahrloste Wohnung einige Ordnung. Nur an Not und Elend gewöhnt, wußten die beiden Kranken gar nicht, wie ihnen geschah, als plötzlich ein fremder Mensch sich ihrer so liebevoll annahm, und sie kannten mit ihrer Dankbarkeit keine Grenzen.

Dem jungen Richard Trommer vollends schien es, als ob mit der Minna ein segenspendender Engel in das Haus gekommen sei. Bei den schweren Sorgen, die auf ihm lasteten, hatte der arme Vuellige alle Hoffnungen, jemals in den Besitz der Minna zu gelangen, aufgegeben. Er konnte sich ja selbst kaum ernähren, geschweige eine Familie. Als er aber die Minna jetzt vor Augen hatte und sie im Hause schalten sah, da stieg das Begehren nach dem lieben Wesen allmächtig über alle Vermittlungsgründe. Der Gedanke, daß ein anderer diesen Schatz von Mädchen sein eigen nenne, verursachte ihm brennende Schmerzen. Um sich wenigstens nach dieser Richtung hin Gewißheit zu verschaffen, fragte er die Minna, als sie eines Abends beim Fortgehen noch einen Augenblick bei ihm in der Schmiede verweilte, ganz bescheiden, ob es wahr sei, daß sie sich versprochen habe. Er dachte bei dieser Frage nur an das Verlöbniß mit dem Ernst Trommer. Die Minna, die über diese Frage sehr verlegen wurde, dachte wieder nur an ihr Verhältnis mit dem Albert, und da sie nicht lügen wollte, antwortete sie ausweichend, daß davon doch keiner etwas wisse.

Für den Richard besagte diese Antwort genug. Aus dem Umstande, daß die Minna die Verlobung nicht bestritt, folgerte er ganz richtig, daß sie sich gebunden hatte. Lange starrte er der Minna nach. Dann verhöhnte er sich selbst. Wie er nur je im Schlafe hatte daran denken können, ein solches Mädchen zu gewinnen. Er war doch nur auf die West gekommen um Ungemach zu erfahren und Leiden zu erdulden. Und als ob es das Schicksal förmlich darauf abgesehen hatte, ihm diesen Lebenszweck zu bestätigen, so prompt kam noch am gleichen Abend eine neue Stobsbotschaft.

Bald nach dem Fortgang der Minna brachte der Erlengrunder Gemeindediener eine eilige gerichtliche Bekanntmachung. Als der Richard sie gelesen, war es ihm, als ob die ganze Schmiede sich im schnellen Wirbel drehte.

Die Richard Trommers hatten auf ihrem halben Hause eine kleine Hypothek von fünf- und zwanzig Talern stehen. Bei dem gar schlechten Einkommen, das nicht zum Kauf der notwendigen Nahrungsmittel reichte, war die Zinszahlung unterblieben. Der Geldgeber hatte die fälligen Raten ausgeklagt, sonst aber nichts weiter unternommen. Nun war der Hypothekeneinhaber gestorben, und die Erben hatten, gestützt auf das gerichtliche Urteil, kurzerhand Subhastation des verpfändeten Grundstückes beantragt. In zehn Tagen schon fand die öffentliche Zwangsversteigerung statt.

Bergeblich zermarterte sich der Richard in den folgenden Tagen das Gehirn, ob nicht die verhältnismäßig geringe Summe irgendwie beschafft werden könnte. Schließlich sagte er sich aber immer selbst wieder, daß ihnen, die sich unfähig zur Zinszahlung erwiesen hatten, ja doch kein Mensch einen Pfennig borgen würde. So verstrich die Frist. Kaufliebhaber fanden sich auch nicht. Wer konnte auch mit einem halben Hause in der „Hölle“ etwas anfangen!

Am Versteigerungstage erstand der alte Ernst Trommer lachend um die fünf- und zwanzig Taler das halbe Haus. Er war am Ziele.

Endlich war er Alleinbesitzer des Anwesens. Breitpurig trat er nach der Rückkehr vom Termin in die erworbene Haushälfte und kündigte in brutalem Tone der Richard Trommerschen Familie an, daß sie innerhalb acht Tagen das Haus zu räumen habe. Er sei jetzt der Eigentümer. Wegwerfend fügte er hinzu, er müsse doch den Saustall erst in Ordnung bringen lassen, damit im Frühjahr, wenn sein Sohn Hochzeit mache, alles schmuck sei.

Jetzt, da er fort sollte, empfand der junge Richard Trommer erst, wie sehr ihm das stille Wiesental, in dem er groß geworden, ans Herz gewachsen war. Etwas von der Menschenscheu der Pechstieder war mit dem mütterlichen Blute auf ihn gekommen und verstärkt worden durch die üble Behandlung, die er seiner körperlichen Mißbildung halber von den Menschen stets erfahren. Voll Verzweiflung starrte er in die Zukunft. Der Arme wußte nicht, daß es die Todeszuckungen eines untergehenden Handwerks waren, unter denen er mit seinen Angehörigen so entsetzlich litt; er wußte nicht, daß draußen in der Welt der Kapitalismus Millionen von Menschen das gleiche leidenschaftliche Dasein bereite. Er empfand nur, daß himmelschreiendes Unrecht an ihm verübt wurde; daß er statt dem Glück, auf das er doch auch ein Anrecht hatte und nach dem sein Herz so leidenschaftlich verlangte, in seinem Leben nur Unbill erfahren hatte. Geschunden, gemißhandelt, verhöhnt und verlacht worden war er von Kindesbeinen an. Und jetzt nahm man ihm noch den letzten Halt. Mit dem todkranken Vater und der stupiden Mutter sollte er in Erlengrund als Gemeindearmer von Haus zu Haus ziehen, sich stoßen und treten lassen, während der andere mit ihr hier das höchste Glück genoss.

Wahnsinnige Wut und rasende Rachgier gegen die Menschen im allgemeinen, und die andern Trommers im besonderen, überkam den jungen Richard bei diesem Gedanken. Trat man ihn erbarmungslos nieder, dann wollte er sich rächen, rächen mit dem gräßlichsten, was er sich nur ausdenken konnte. Die ganze Nacht grübelte er darüber nach, welche vernichtenden Streich er wohl gegen die anderen Trommers führen könne. Endlich hatte er es gefunden. Am Tage, an dem er mit seinen Eltern ausziehen mußte, würde er den roten Hahn auf das Trommerhaus setzen. Dann mußten die anderen mit hinaus, dann waren auch sie obdachlos. In aller Stille begann er am nächsten Morgen trockenes Holz und dürres Reisig auf den obersten Boden zu tragen. Unter dem Dache hockte er sich nieder und ergöhte sich im Gedanken an der Verzweiflung, die die reichen Trommers befallen würde, wenn sie statt des ganzen Hauses nur eine rauchende Brandstätte besäßen. Was lag daran, daß man ihn einsperren würde? Die Gefängnishaft war jedenfalls viel angenehmer als das Leben als Gemeindearmer in Erlengrund. Doch plötzlich fiel ihm etwas ein: Feuerversicherung! Die anderen Trommers würden ja Brandgeld bekommen und sich damit ein neues Haus aufbauen. So ging's also nicht!

Und wieder zermarterte Richard sein Gehirn nach einem Racheplan, bis ihm ein teuflischer Gedanke durch den Kopf fuhr. Ja, so mußte es gehen! Das mußte treffen! O, er hatte wohl bemerkt, was die anderen jenseits der Scheidewand nächtlicherweile trieben. Jetzt würde er scharf aufpassen!

Er brauchte auch nicht lange auf der Lauer zu liegen. Am zweiten Abend schon bemerkte er, wie die beiden anderen Trommers in aller Stille einen Schlitten aus dem Schuppen holten und damit in der Richtung nach Erlengrund davonzuhren.

Es war die letzte Fahrt, welche in diesem Winter gemacht werden sollte. Die Jahreszeit war bereits soweit vorgeschritten, daß täglich Frühlingstauwetter eintreten konnte. Die

Glüter waren auch bereits alle bis auf einen letzten Rest expediert, so daß diesmal nur noch Ladung für einen Schlitten vorhanden war. Es waren die letzten Sachen, die auf Zeifs Rechnung gingen. Da man bei etwaigem Witterungswechsel mit ungünstigen Schneeverhältnissen rechnen mußte, die einem Manne das Fortkommen erschwerten, der alte Trommer aber in Böhmen bleiben wollte, um sich vom Seif bei der Kundschaft als neuen Vermittler einführen zu lassen, hatte sich Gotthold auf vieles Zureden bereit erklärt, an dieser letzten Fahrt teilzunehmen.

Für die Hinfahrt kamen so auf den einen Schlitten drei, für die Rückfahrt immer noch zwei kräftige Männer, und damit glaubte man allen Eventualitäten gewachsen zu sein. Glücklicherweise kamen die drei mit ihrem Schlitten auch wieder durch die Postenkette der sächsischen Grenzer und erreichten unangefochten die böhmische Niederlage, von der aus in der folgenden Nacht zu genau bestimmter Stunde die Rückfahrt angetreten werden sollte.

Am Nachmittage des Tages, in dessen Nachtstunden der letzte Rücktransport von Böhmen erfolgen sollte, schlenderte Herr Thiele die große durch den Wald führende Fahrstraße entlang. Er war in recht verdrießlicher Stimmung. Den ganzen Winter hindurch hatte er fleißig den Hüttenwinkel besucht. Die große Ehrerbietung, die ihm dort entgegengebracht wurde, hatte ihm wohlgetan, und er war daher in der Husterhütte bald sehr heimisch geworden. Auch mit der Minna hatte er hin und wieder gesprochen. Sie hatte ihn mit immer gleichbleibender höflicher Freundlichkeit behandelt, aber seinem Ziele war er dabei keinen Schritt näher gekommen.

„Man muß halt Geduld bei den Weibern haben,“ hatte der Seif immer gesagt. Aber den Teufel auch! Geduld in den Jahren, wo jede Stunde kostbar war, um noch etwas von dem Glück zu genießen, das man in jungen Jahren nicht zu würdigen gewußt hatte. Die Sache mußte ein Ende nehmen. Er mußte wissen, ob er etwas zu hoffen hatte oder nicht. Nun grübelte er darüber nach, wie er mit guter Manier diese Entscheidung, vor der ihm doch auch wieder sehr bangte, herbeiführen könne. So in Gedanken war er versunken, daß er ein mehrmaliges Pfst! Pfst!, das seitlich aus dem Walde kam, ganz überhörte. Erst als ein Klumpen gefrorenen Schnees vor seine Füße fiel, geworfen von einer Gestalt, die sich hinter einem hohen Holzstoß verborgen hielt, wurde er aufmerksam. Mit schnellem, instinktivem Griff faßte er den Doppelschub, ließ ihn aber gleich wieder im Nienengehänge fallen, als er sah, daß der Mensch, der ihm zuwinkte, nur eine kleine, verwachsene Person war. Neugierig schritt er in den Wald, sich mit dem Vuelligen hinter dem Klasterstoß verbergend.

Als Thiele nach einiger Zeit aus dem Wald auf die Straße zurücktrat, war sein Gesicht dunkelrot vor Zorn. Das war ja unerhört, was ihm eben zugelüftet worden war. In seinem Bezirke wurde geschmuggelt! Ihn, den Thiele, hatte man übertölpelt! Und dieser Wortschalunke, der ihm diese Blamage bereitet hatte, der würde noch obendrein zum Frühjahr die Minna heiraten! War er denn blind gewesen? Während er mit Liebesgedanken herumgelaufen war, hatten die Schmuggler Festtage gehabt. Jetzt sah er ein, was er für ein Esel gewesen war, als er auf seine alten Tage noch Liebeschaften anfangen wollte. Aber das sollte ihm nicht mehr passieren; davon war er gründlich furiert. Und diesem Burschen, dem sich die Minna versprochen hatte, dem wollte er es eintränken! Dem sollte ein Hochzeitslied gepfiffen werden! — Er hatte sich selbst wiedergefunden. Der alte Bluthund in ihm wurde lebendig. Er war wieder ganz der alte Thiele, der sich höllisch auf das „Kaufbrennen“ freute. (Fortsetzung folgt.)

## Deutschlands Samenbau und Samenhandel.

Von Hermann Krafft.

Wenn der erfahrene Blumen- und Gartenfreund zur Züchtung der verschiedenartigen Gewächse Pflanzensamen einkauft, dann legt er Wert darauf, daß ihm „echte“ Erfurter oder Quedlinburger Saat verabfolgt wird; nur wer im Gartenbau weniger bewandert ist, dem bleibt es gleichgültig, welcher Art der Herkunft sein Saatgut ist. Die Bedingung, daß die Saat von Erfurt oder Quedlinburg komme, hat eine wohlbegründete Bedeutung, denn die Namen der beiden genannten Städte sind auf das engste mit dem Samenbau und mit dem Samenhandel verknüpft. Irrig ist hingegen die Anschauung, daß dergleichen „echte“ Saat auch tatsächlich in einer der beiden Städte gewachsen sei. Ganz abgesehen von absichtlichen Fälschungen, wird eine Menge von Saatgut als Erfurter oder Quedlinburger bezeichnet, ohne dort geerntet zu sein. Dennoch hat solche Bezeichnung ihre vollwertige Berechtigung: Die Bezeichnung garantiert eine gewisse Güte der Sämereien, und darum legt der Gartenfreund berechtigterweise so großen Wert auf die Herkunft seiner Samen.

Dies als Tatsache vorausgesetzt, beweist ohne weiteres, daß eine Schilderung über Deutschlands Samenbau und Samenhandel sich im wesentlichen auf die Verhältnisse in Erfurt und Quedlinburg beschränken kann. Die Priorität in der Bedeutung für den Samenbau und Samenhandel kommt unstreitig Erfurt zu, und zweifellos gilt den meisten Gartenfreunden diese Stadt auch heute noch als die hervorragendste. Der Fachmann urteilt schon etwas anders. Er weiß, daß Quedlinburg Erfurt nicht nur erreicht, sondern in mancher Beziehung bereits überflügelt hat. Erfurt baut und verkauft in erster Linie jene Sämereien, die der Gartenfreund selbst verwendet, und von Erfurt aus wird ein lebhafter Detailhandel unterhalten. Quedlinburgs Schwerpunkt auf diesem Gebiet liegt in erster Linie im Zuckerrübensamenbau und dann im Handel mit Gemüsesamen. Blumenjämereien kommen erst in zweiter Hinsicht in Betracht; zudem ist der Großhandel in Quedlinburg wesentlich als der Kleinhandel. Dies erklärt, daß Erfurt dem Blumenfreund noch bekannter ist als Quedlinburg. Soweit der Samenbau in Betracht kommt, liegen die Verhältnisse in beiden Städten wohl gleich, hinsichtlich des Samenhandels konnte Quedlinburg erst darum so spät mit Erfurt in Wettbewerb treten, weil die Verkehrsverhältnisse in Erfurt dem Handel günstiger waren als in Quedlinburg. Erfurt ist eine uralte Handelsstadt, wohingegen Quedlinburg erst verhältnismäßig spät dem Eisenbahnen angeschlossen wurde.

Dem Samenbau kommt in beiden Städten ein vorzüglicher Kulturboden gleich gut zustatten, er ist im wesentlichen aus Mischkalk,

Stein- und Sandstein entstanden. Diese Ueber-einstimmung einer Grundbedingung für die Veranzucht von Pflanzen hat im Verein mit der Ähnlichkeit anderer Kulturverhältnisse zu einer gewissen Gleichartigkeit im Samenbau der beiden Städte geführt. Dem Laien wenigstens sind große Unterschiede nicht bemerkbar, nur das wird augenfällig, daß in Quedlinburg der Rübenbau, in Erfurt dagegen der Blumenbau überwiegt. Die mehr den Fachmann inter-

essierenden Unterschiede in den Kulturen beider Städte können in dieser Schilderung füglich unberücksichtigt bleiben. Was aber für den Laien zufällig wird, das sei hier eingehender betrachtet.

Der Samenbau erfolgt zur Hauptsache in drei leicht auseinanderzuhaltenden Formen. Da ist zunächst die markanteste: Die Anzucht auf freiem Felde, dann die Anzucht der Pflanzen in Töpfen auf Stellagen, wo die Pflanzen gegen Regen geschützt sind, und endlich

Getreide oder irgendeine andere Frucht gebaut wird, dem Wanderer ohne weiteres zugänglich, und so sehen wir zur Hauptblütezeit ganze Scharen von Blumenliebhabern auf den Blumenfeldern wandern. Ja, diese Blumenfelder bilden einen nicht zu unterschätzenden Anziehungspunkt im Fremden- und Touristenverkehr.

Diese Blumenfelder dehnen sich außerhalb der Stadt aus, bald mehr zusammenhängend, bald durch Getreide- und Gemüsesfelder unterbrochen. In dem eigentlichen Stadtgebiet begegnen wir nur noch in Quedlinburg Blumenbeeten, die der Samengewinnung dienen. Erfurts Ent-wicklung zur Großstadt bedingte die Verlegung sämtlicher Blumenkulturen über das Weichbild der Stadt hinaus.

Wer mit einem stüchtigen Blick auf den im Sommer in allen Farben erglühenden Blumengarten zufrieden ist, der genießt diesen am besten von einer Anhöhe in der Stadtnähe herab, wer jedoch Blumentliebhaber ist, dem genügt ein solcher Blick nicht, den reizt es, die Blüten näher in Augenschein zu nehmen. In allen nur erdenklichen Farbtönen schillert es auf den Feldern dem Auge entgegen. Beet reiht sich dort an Beet in stetig wechselnder Farbenfolge.

Allein all die Herrlichkeiten, welche der Besucher der Blumenfelder selbst bei wiederholten, auf Tage ausgedehnten Besuchen hier zu schauen vermag, bedeuten nur einen Bruchteil von dem, was die Blumenfelder mit ihrem Bestande im Laufe des Jahres bieten. Allwöchentlich, ja man kann wohl sagen, alltäglich geben die Samengärtnereien neue bemerkenswerte Einzelbilder, die nur dem offenbar werden, der jahrelang inmitten der Blumenfelder selber lebt. Zeitig im Frühjahr wird, soweit das nicht

bereits vor Eintritt des Winters beendet wurde, der Erdboden mit der Flugchar beackert. In den kleineren Betrieben wird diese Arbeit auch noch mit dem Grabseil verrichtet. Die Beete werden eingeteilt und für die Bestellung hergerichtet. An günstigen Tagen beginnt das Pflanzen der in den Gewächshäusern und Mistbeeten vorbereiteten Sämlinge. In Kolonnen von 10, 12 und mehr Personen sehen wir Gärtner, Arbeiter und Frauen über die Felder verteilt, emsig Pflanze um Pflanze in den Boden senken. Andere tragen Wasser herbei und begießen die frisch gesetzten Sämlinge, damit sie nicht gleich verdursten. Später sind die Pflanzen auf den Regen angewiesen, denn eine ständige Bewässerung würde zuviel Arbeit erfordern, da das Wasser oft

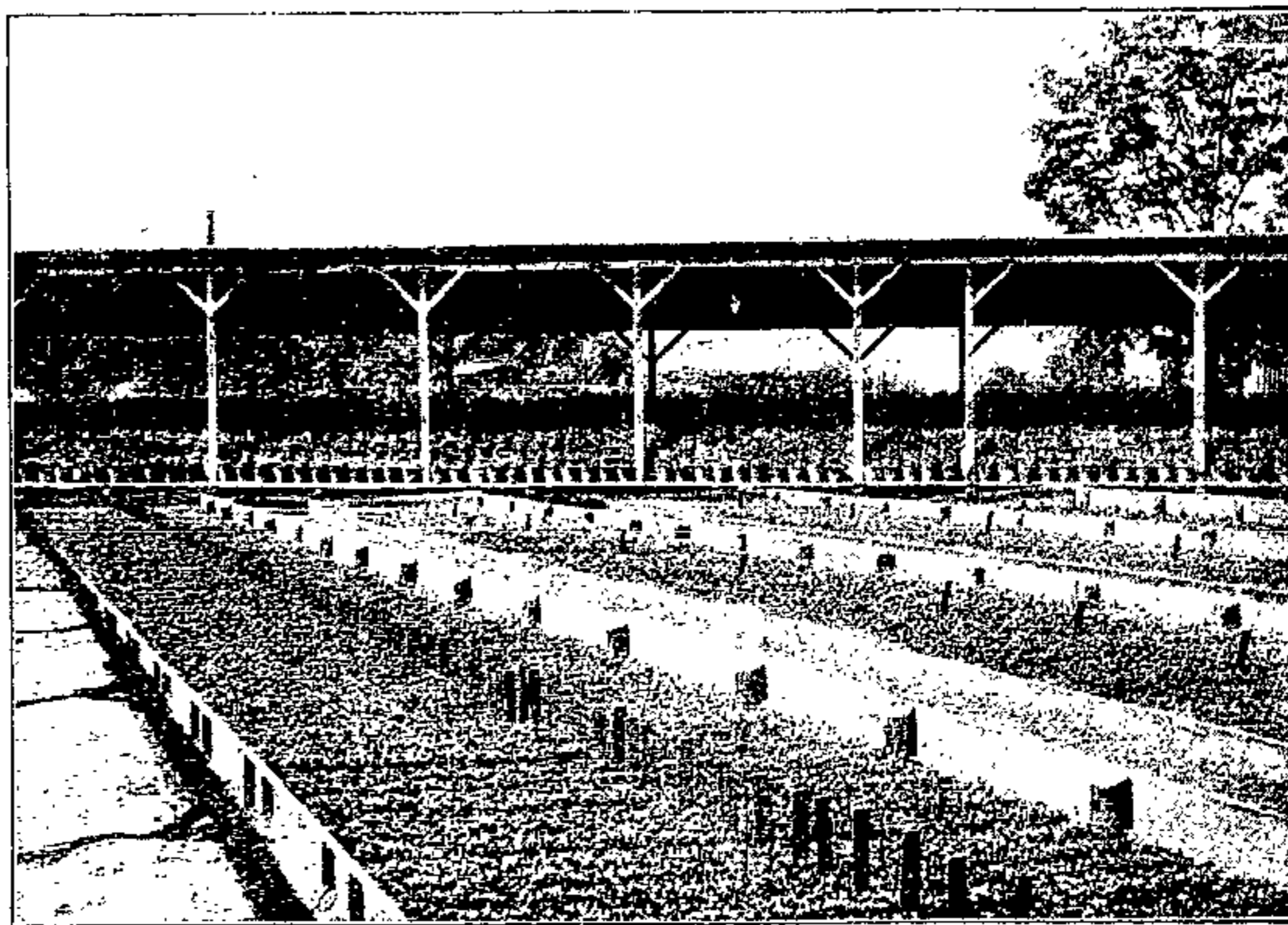
viele Kilometer weit herbeigefahren werden muß. Bei dem Pflanzen hat ein Obergärtner die Leitung der Arbeiter übernommen. Viele Pflanzen werden auch im Frühjahr oder im Herbst, an Ort und Stelle ausgefät, d. h. dort, wo sie während ihrer ganzen Vegetationsdauer verbleiben sollen. Manche Gewächse (die einjährigen) müssen jedes Jahr aufs neue herangezogen werden; sie geben nur eine Ernte. Andere (die mehrjährigen oder Stauden) bleiben jahrelang an derselben Stelle stehen und geben jedes Jahr eine neue Ernte; sobald solche Pflanzen in ihren



Beim Auspflanzen der zur Samengewinnung bestimmten Gewächse.

offiziellen Unterschiede in den Kulturen beider Städte können in dieser Schilderung füglich unberücksichtigt bleiben. Was aber für den Laien zufällig wird, das sei hier eingehender betrachtet.

Der Samenbau erfolgt zur Hauptsache in drei leicht auseinanderzuhaltenden Formen. Da ist zunächst die markanteste: Die Anzucht auf freiem Felde, dann die Anzucht der Pflanzen in Töpfen auf Stellagen, wo die Pflanzen gegen Regen geschützt sind, und endlich



Mistbeete mit Sämlingspflanzen. Im Hintergrunde Stellage mit Topfgewächsen zur Samenzucht.

die Kultur im Gewächshause. Den größten und umfassendsten Umfang nimmt naturgemäß die Samenzucht im freien Lande für sich in Anspruch, die beiden anderen Betriebsarten mögen sich ungefähr die Wage halten; am wenigsten bemerkbar macht sich für die Allgemeinheit die Samengewinnung in den Gewächshäusern. Die Blumenfelder — so werden all-gemein die im Freien gelegenen Kulturstätten genannt — sind durch ihre Farbenpracht zur Blütezeit weit und breit sichtbar. Die meisten derselben sind wie jeder andere Acker, auf dem

Ertragsfähigkeit nachlassen, werden sie aus dem Boden herausgerissen und „verjüngt“. Hierunter versteht der Fachmann das Verteilen eines Pflanzenstodes in mehrere entwicklungs-fähige Stücke, die, jedes für sich, auf neuen Beeten einen neuen Standort erhalten. Viele dieser Stauden werden auch durch Ausfaat herangezogen, wobei jedoch für gewöhnlich erst vom dritten Jahre ab auf eine nennenswerte Ernte gerechnet werden kann. Als Ernte können hier immer nur die Samen gelten, nie die Blumen.

Die ersten Blumen sind bereits zeitig im Jahre in den Samengärtnereien anzutreffen. Kaum ist der Schnee zerronnen, so erfreuen die Frühlingsblüher auch schon das Auge. Je höher dann die Sonne steigt, um so reichlicher sprießen die Blumen hervor, bis in den Sommermonaten die größte Blütenfülle erreicht ist. Nun erfolgt ein allmähliches Verblaffen gegen den Herbst hin, bis die ersten Nachfröste gehörig unter der Pracht aufräumen. Dem Winter erst bleibt eine endgültige Beseitigung mit der bunten Lieblichkeit vorbehalten. Zur Zeit der Hauptblüte sind die Blumen bei manchen Gewächsen so zahlreich, daß von der Pflanze überhaupt nichts anderes als Blumen sichtbar ist. In der ersten Zeit nach der Pflanzung müssen die Blumenbeete gut gelockert werden, den

werden sogar ganz verschiedene Pflanzengattungen wechselweise auf die Beete gesetzt. In ganz ähnlicher Weise erfolgt der Anbau der Gemüsepflanzen.

Solche Blütenpflanzen, die sich für die Samenzucht im freien Lande nicht oder weniger gut eignen, werden in Töpfen groß gezogen und auf den sogenannten Schattenstellagen gepflegt. Diese Stellagen sind entweder schmal in der Tiefe, so daß nur drei bis fünf Reihen Pflanzen hintereinander stehen können, wobei fünf oder mehr Stagen übereinander angeordnet sind, oder sie sind etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter tief, dann stehen die Pflanzen auf



Felder mit Sommerblumen für Samengewinnung.



Samensammler.

ganzen Sommer hindurch ist das Unkraut fleißig zu bekämpfen.

Zur Zeit der Blüte halten kundige Fachleute emsig Umschau unter den Blumen. Schlechte, minderwertige Pflanzen werden ausgerottet; ganz besonders schöne oder gar entstandene Neuheiten werden durch Beistücken von Stäben besonders gezeichnet, um bei der Samenernte Berücksichtigung zu finden. Die Samenernte währt fast das ganze Jahr hindurch. Schon lange vor Sommeranfang sehen wir auf den Blumenfeldern Frauen und Kinder, die mit Papierdüten oder Leinwandbeuteln ausgerüstet sind, sorgfältig Beet um Beet nach Samen absuchen. Der Zeitpunkt der Samenernte muß sorgfältig gewählt werden. Oft kann ein Tag zu spät oder zu früh den Erfolg sehr fraglich machen. Bei der Samenernte hat ein erfahrener Fachmann stets die Aufsicht, damit der Samen „rein“ geerntet wird. Trotz aller angewandten Sorgfalt schleichen sich häufig auf einem mit einer bestimmten Pflanzensorte bestellten Beete vereinzelt Exemplare anderer Sorten ein, oder es haben sich neue Formen gezeigt, die besonders geerntet werden müssen. Um die Ernte sortenrein zu erhalten, werden nicht immer die gleichen Pflanzen auf nebeneinanderliegende Beete gepflanzt, sondern die Beete wechseln mit den Sorten ab, oder es

Topfpflanzen durch Ueberlegen von Fenstern oder Rohrdecken geschützt werden.

Für die Samengewinnung bestimmten Pflanzen, die sich bei uns im Freien überhaupt

nicht wohlfühlen werden in den Gewächshäusern kultiviert. Dabei sind oftmals in einem Gewächshause viele Pflanzensorten vereinigt. Gelegentlich beherbergt ein Haus aber auch nur eine einzige

Blumenvarietät. Etliche Gemüse, so die Treibhausgurken, werden gleichfalls in Gewächshäusern zur Samenreife herangezogen. Auf den

Blumenfeldern und meistens auch bei den Stellagenkulturen erfolgt die Befruchtung

der Blumen ohne Zutun der Gärtner. Bei den Gewächshauskulturen ist hingegen in den meisten Fällen eine künstliche Befruchtung erforderlich. Diese läßt sich, je nach der Eigenart der in Betracht kommenden Pflanzen, bald einfacher, bald mit mehr Aufwand von Zeit und Mühe durchführen. Das weibliche Organ gewisser Blumen ist nur für ganz kurze Zeit und zu bestimmten Stunden empfängnisfähig; da heißt es dann den richtigen Moment abzuwarten. Weniger umständlich wird die Sache, sobald das empfängnisfähige Stadium längere Zeit andauert. Von der Kenntnis und dem Geschick der operierenden Gärtner ist hier der ganze Erfolg abhängig. Der männliche Blütenstaub wird für gewöhnlich mit einem Pinsel auf die weibliche Narbe einer anderen Blume übertragen. In den Gewächshäusern werden viele Samenpflanzen wie auf den Blumenfeldern jahrelang gepflegt, andere haben auch hier nach der ersten Ernte ihren Zweck erfüllt. Die auf den Stellagen im Freien kultivierten Samenpflanzen werden durchweg nach der ersten Ernte als wertlos oder doch minderwertig fortgeworfen.

Die geernteten Samen werden getrocknet, wozu verschiedene Einrichtungen dienen. Dann folgt später eine gründliche Reinigung der trocknen Sämereien, oft auf maschinellem Wege. In den Wintermonaten werden die Sämereien in kleinere und größere Packungen abgewogen oder abgezählt und sind nun für den Handel fertig.

(Schluß folgt.)



Künstliche Befruchtung von Gewächshauspflanzen.

## Die Bewohnbarkeit der Weltkörper.

Von Felix Linke.

(Fortsetzung.)

Von dem Zustande des Merkur wissen wir nicht viel. Das kommt daher, weil dieses flüchtige Gestirn, das seinen Umlauf um die Sonne in bereits 88 Tagen vollendet, dem Tagesgestirn stets so nahe bleibt, daß es sich meistens in der allzu großen Helligkeit desselben völlig verliert. Da sein Durchmesser nur den dritten Teil so groß ist wie der der Erde, bleibt der Planet auch in großen Fernrohren noch immer recht klein. Außerdem wird das deutliche Sehen durch den Umstand beeinträchtigt, daß Merkur am hellen Tage, also auf ziemlich hellem Himmelsgrunde, oder in der Abenddämmerung nahe dem Horizonte beobachtet werden muß, wo die Luft fast immer unruhig, trübe und wolkig ist. Die Tatsache ferner, daß der Planet Phasen zeigt wie unser Mond, und daß wir natürlich auch die nur beobachten können — die kleinste unter verhältnismäßig günstigen, die größte unter den relativ ungünstigsten Umständen, weil Merkur dann von uns gesehen hinter der Sonne und dicht bei ihr steht — diese Tatsache erschwert ebenfalls die Beobachtung. Die Größenunterschiede der Merkurscheibe in ihren verschiedenen Stellungen zu uns, hinter und vor der Sonne sind schon recht beträchtlich. Dennoch ist es dem außergewöhnlich scharfen Auge Schiaparellis gelungen, einige ganz leichte Schattierungen auf der Planetenoberfläche zu bemerken. Er vermochte aus der unveränderlichen Lage dieser Einzelheiten zu schließen, daß Merkur der Sonne, ähnlich wie es beim Monde der Erde gegenüber der Fall ist, immer dieselbe Seite zugehrt. Diese Seite wird also ständig bestrahlt, während die andere in das ewige Dunkel getaucht bleibt, das nur durch das schwache Licht der Nachbarplaneten, namentlich der Venus und der Erde, ein wenig erleuchtet wird. Nach den Untersuchungen von Prof. Müller in Potsdam zeigt die Abnahme der Helligkeit des Merkur bei zunehmender Phase mit denjenigen unseres Erdmondes eine auffallende Übereinstimmung, so daß er daraus den Schluß zieht, daß beide Himmelskörper eine ähnliche Oberflächenbeschaffenheit besitzen mögen. Es wären auf Merkur also Gebirge und keine Atmosphäre vorauszusetzen. Eine Zeitlang schien es, als ob Anzeichen dafür vorhanden wären, daß Gebirge auf dem Merkur existierten. Schröter in Lilienthal, der um den Beginn des vorigen Jahrhunderts sich speziell mit dem Studium der Planetenoberflächen beschäftigt hatte, glaubte bemerkt zu haben, daß das südliche Horn der Sichel des Merkur manchmal gezackt erschiene. Er schloß aus dem Aussehen auf einen hohen Berg, nach dessen vermutlichen Schatten er die Höhe auf 19 Kilometer schätzte. Seine Meinung hat sich aber nicht bestätigt. Auch die Frage der Lufthülle auf dem Merkur ist noch nicht gelöst. Eine Verkettung widriger Umstände bewirkt, daß uns auch das Spektroskop auf diese Fragen keine erschöpfende Antwort gibt. Bei der Unbeständigkeit und der stets nur sehr kurzen Zeit seiner Sichtbarkeit bieten auch andere Erscheinungen keine festen Anhaltspunkte für oder wider die Existenz einer Atmosphäre. Nur eine merkwürdige Erscheinung gestattet eine interessante Schlußfolgerung, die man während des letzten und auch während früherer Merkurdurchgänge bemerkt hat. Wenn nämlich der Planet auf seiner Bahn um die Sonne zwischen der Erde und die Sonne tritt, so wird er gewöhnlich über oder unter derselben weglaufen. Nun kann es aber unter günstigen Umständen kommen, daß er das nicht tut, sondern gerade vor der Sonnenscheibe vorbeiläuft, uns einen Teil derselben verdeckt und infolgedessen auf ihr als ganz kleine schwarze Scheibe sichtbar wird.

Dieser Fall trat z. B. am 14. November 1907\*) ein. Gelegentlich eines solchen Vorüberlaufes bemerkte man, daß zu einer Zeit, als Merkur sich zwar der Sonne sehr nahe, aber noch nicht völlig innerhalb derselben befand, und deshalb auch hätte teilweise unsichtbar sein sollen, er sich dennoch vom Himmels hintergrunde abhob durch eine Art Aureole, die nur von der Brechung der Sonnenstrahlen am Merkurrande herrühren konnte. Auf dem Merkur tritt also eine ganz ähnliche Erscheinung auf, wie wir sie in unserer Erdatmosphäre bei Gelegenheit der Mondfinsternisse zu beobachten Gelegenheit haben. Wenn sich die Sonnenstrahlen um den Merkurrand nach innen herumbiegen, so muß Merkur doch eigentlich eine Atmosphäre besitzen, die derjenigen unserer Erde ähnlich ist.

Nun die Anwendung unserer Feststellungen! Auf die eine Seite des Merkur knallt jahraus jahrein die Sonne hernieder, und zwar durchschnittlich siebenmal stärker als auf die Erde, die andere Seite empfängt keinen Sonnenstrahl. Die Sonnenseite würde also eine Temperatur haben müssen, wie wir sie auf der Erde in der freien Natur nie haben werden. Hier hat die Luft und das erhitzte Erdreich in der Nachtzeit, einen großen Teil der Tages empfangenen Wärme wieder in den kalten Weltraum hinauszustrahlen. Dort summiert sich nur alles. Der glühende Sonnenball, an Fläche siebenmal größer als er uns erscheint, und siebenmal heller als bei uns, würde für Erdenmenschen dort ein unerträgliches Klima bedingen. Unsere Augen würden das Licht nicht ertragen und die Hitze müßte alles organische Leben zerstören. Dabei sorgt die Wanderung des Sonnenballes von einem östlichen zu einem westlichen Merkurpunkte, daß fast kein Ort des Planeten von der größten Hitze verschont bleibt. Ein Leben wie auf der Erde wäre danach auf dem Merkur unmöglich. Auch eine vielleicht vorhandene sehr dichte Atmosphäre könnte das Klima nicht mildern; sie müßte vielmehr als ein Wärmespeicher wirken und die Ausstrahlung der Wärme in den Weltraum in dem Maße ihrer eigenen Dichte verhindern. Wäre auf unserer Erde keine Atmosphäre vorhanden, die etwas als Vorratskammer für sie wirkt, so würde das bißchen in den Boden nur ganz oberflächlich eingedrungene Tagessonnenwärme sehr schnell wieder verausgabt sein, sowie die Sonne unter den Horizont gesunken ist, und unser Planet wäre viel kälter als er in Wirklichkeit ist.

Nun der Revers! Die der Sonne abgewandte Seite Merkurs würde keinen Sonnenstrahl empfangen. Ewiges Eis müßte sie bedecken, wenn Wasser dort vorhanden wäre oder eine Atmosphäre den Planeten umhüllte. Venus und die Erde, die dort einen viel, viel glänzenderen Anblick bieten müßten als bei uns sogar Jupiter zur Zeit seiner größten Helligkeit oder gar die Venus bei uns, wären neben dem strahlenden Sternenglanze am völlig schwarzen Himmelsgrunde die einzigen Lichtpunkte.

Auf einem solchen Himmelskörper dürfen wir Wesen unsersgleichen nicht suchen, wollen wir nicht eine Anpassungsfähigkeit der Organismen an die jeweiligen äußeren Lebensbedingungen zulassen, für die uns jedes Beispiel fehlen würde.

Alle die Schwierigkeiten, die wir schon beim Merkur erwähnten, treten auch bei der Beobachtung der Venus auf, wenn auch in vermindertem Grade. Auch bei ihr ist die Frage der Umdrehungszeit um ihre Achse noch nicht endgültig gelöst, da die Anwendung der zweckmäßigen Methoden bei den inneren Planeten überhaupt sehr schwierig ist. Wahrscheinlich ist, daß auch die Venus der Sonne stets dieselbe Seite zugehrt. Die Beobachtungen namhafter Astronomen, das

Aussehen der Venus in ihrer unteren Konjunktion, d. h. wenn sie zwischen Erde und Sonne hindurchgeht, sowie die merkwürdigen Erscheinungen bei Gelegenheit der Venusdurchgänge machen eine Atmosphäre dort sehr wahrscheinlich. In der Nähe der Sonne, zwischen uns und dieser, erscheint die Venus mit einem leuchtenden Saume umgeben, der sich ganz zwanglos durch Dämmerungserscheinungen erklären läßt. Die Lufthülle erschwert deshalb auch die Beobachtung der Venusoberfläche außerordentlich. Auf derselben sind von den hervorragendsten astronomischen Beobachtern Flecke wahrgenommen worden, doch ist es nicht ausgenommen, daß sie dabei Täuschungen zum Opfer gefallen sind, gegen die sich bei der Schwierigkeit des Objektes und der Eigenart der Erscheinungen auch der Gewissenhafteste nicht zu schützen vermag. Eigene und fremde Beobachtungen veranlassen Schiaparelli zu folgenden Schlußfolgerungen: „Die Rotation der Venus ist eine sehr langsame und erfolgt in der Weise, daß die Lage ihrer Flecken zur Grenze zwischen Licht und Schatten im Verlaufe eines ganzen Monats keine merklichen Veränderungen zu erleiden scheint. Von den wenigen Beobachtungen scharf umschriebener Flecke, die es möglich war, zu sammeln, erhält man als sehr wahrscheinliches Resultat, daß die Umdrehung in 227,7 Tagen erfolgt, d. h. in einer Periode, die genau gleich ist der sogenannten siderischen Umlaufszeit des Planeten um die Sonne. Die Umdrehungsachse steht nahezu senkrecht auf der Bahnebene. Gleichwohl ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Umdrehung bis auf einige Wochen mehr oder weniger von der angegebenen abweicht, dagegen sind Rotationen, die von 24 Stunden wenig verschieden sind, ganz ausgeschlossen.“ Aber noch nach Schiaparellis zusammenfassenden Äußerungen tobte der Streit weiter. Um selbst etwas zur Lösung dieser Frage beizutragen, untersuchte Dr. Williger in München beleuchtete Kugeln aus Substanzen, die das Licht zerstreuend zurückwerfen. Er benutzte eine Gummi- und eine Gipskugel, stellte sie 400 Meter von der Sternwarte entfernt auf und beleuchtete sie mit einer Petroleumlampe, so daß er jede Phase herstellen konnte. Um die natürlichen Verhältnisse bei Beobachtung der Venus möglichst getreu nachzuahmen, erhellte er das Gesichtsfeld seines für die Untersuchungen benutzten fünfzölligen Refraktors durch seitliche Beleuchtung des Objekts. Mit dieser Versuchsanordnung fertigte er Zeichnungen von den Kugeln an, und diese hatten ganz das Aussehen der Venuszeichnungen, die bekannt geworden sind. Bei beiden Kugeln waren die hellen Polarflecken und die dunklen Meridianstreifen sichtbar, bei nahezu halberleuchteter Kugel waren besonders die hellen Polarflecke auffallend deutlich, also gerade diejenigen Objekte, welche hervorragend wichtig waren bei den Bestimmungen der Umdrehungsdauer! Williger kommt durch seine Untersuchungen zu dem Schluß, daß sich der Bestimmung der Umdrehungszeit des Planeten Venus aus Beobachtungen seiner Oberfläche Schwierigkeiten entgegenstellen, die ihre Ursache zum Teil in dem Beleuchtungsgefälle, das auf dem Planeten gilt, und damit zusammenhängend in unserem Sehvermögen haben. Erst ein genaues Studium dieser Einflüsse wird uns Mittel an die Hand geben, die wirklichen Gebilde auf dem Planeten von den Sinnestäuschungen zu trennen.

Die vorstehenden Ausführungen lassen schon erkennen, daß das Klima auf der Venus nicht danach angetan ist, Menschen unseren Schlags zu beherbergen. Wissen wir auch über die klimatischen Verhältnisse auf der Venus sehr wenig, so können wir jedoch bestimmt soviel darüber aussagen, daß die dort herrschende Hitze diejenige auf der Erde weit hinter sich zurücklassen muß. Die Sonne erscheint auf der Venus

\*) Näheres im „Neue Welt“-Kalender 1908.

3. einmal so groß wie bei uns, die Hitze und die Selligkeit ist also mindestens auch zweimal so groß. Doch könnte man hier noch eher an eine Anpassung glauben als auf dem Merkur. Näheres wissen wir aber nicht und müssen uns daher mit diesen Feststellungen begnügen.

Wir kommen nun zu unserem treuen Begleiter, dem Erdmond. Mit ihm hat sich die

Phantasie der Schriftsteller und des Volkes besonders gern beschäftigt. Ist das doch kein Wunder!

Kein Himmelskörper, mit Ausnahme der Sonne, erscheint dem irdischen Beobachter so groß wie er. Und schließlich ist seine Entfernung von der Erde für kosmische Ränge auch nur ein Sprung nach unseren astronomischen Be-

griffen. Die 384 000 Kilometer mittlerer Entfernung sind für den Astronomen kaum ein nennbares Maß; er, der mit astronomischen Einheiten und Lichtjahren zu rechnen gewohnt ist — auch die Liebhaberastronomen und das Publikum gewöhnen sich bald und leicht an diese Zahlen — beachtet solche Entfernung kaum.

(Fortsetzung folgt.)

## Cholera.

Eine Hamburger Erinnerung von R. Möller.

(Fortsetzung)

Meine beiden Begleiter bringen mich in die Baracke bis ans Bett, dann gehen sie. Die Schwester hilft mir beim Ausziehen. Während sie eine Wärmflasche am Fußende in mein Bett legt, stirbt mein Nachbar. Er ruft nach seiner Frau oder Mutter — „Sophie!“ — „Sophie!“ — der Körper streckt sich, der Mund steht weit offen. — Die Schwester bedeckt das Gesicht des Toten — da kommen auch schon die beiden Leichenträger, die nichts weiter zu tun haben, als die Leichen aus den vier Baracken mit je dreißig Betten über den Hof in das kleine Leichenhäuschen zu bringen, und tragen den Toten fort.

Ein Bett frei. — Ein frischer Ueberzug, — nach einer halben Stunde lag schon ein neuer Kranker darinnen. Auch der starb noch am gleichen Tage. „Das tut gar nicht weh,“ sagt die Schwester, ohne daß ich weiß, was sie meint Sie macht eine Einspritzung.

Später kommt der junge Arzt, der unserer Baracke vorsteht. Auch er macht mir noch eine Einspritzung. Was es war — — Krämpfe, Morphium, ich weiß es nicht. Aber die Krämpfe lassen nach. Die Schwester setzt Wasser und Schwamm auf den Stuhl neben mein Bett. Meine Arme sind zu schwach, um den Schwamm ins Gesicht zu führen. Sie sieht, daß ich es nicht kann und wäscht mich. Leichen wäscht sie nicht, aber sie sieht nicht gern Menschen mit schmutzigen Gesichtern, deshalb sorgt sie in ihrer Baracke dafür, daß der Tod nur reine Wangen und klare Augen findet, wenn er kommt.

Meine Adresse schreibt sie auf. Auch die Adresse meiner Eltern muß ich ihr sagen. Ob wir den Eltern etwas Besonderes mitteilen sollen, wenn Gott mich nicht wieder gesund werden lassen wolle, fragt sie, etwaige Wünsche zu notieren. Dankend erzähle ich ihr, daß ich schon einen Abschiedsbrief hinterlassen habe. —

Heißer schwarzer Kaffee wird heringereicht und Tee. Auch Brötchen, für die Rekonvaleszenten. Von den anderen denkt keiner ans Essen. Nur trinken! Kalte Getränke wollen alle. Die Schwestern bleiben bei Kaffee und Tee. Für die Kutscher der Kranken- und Leichenwagen, für die Krankenträger, die die Wagen begleiten, haben die Schwestern am Eingang zu den Baracken Cognak und Sodawasser aufgestellt. Den Kranken glauben sie, mit kalten Getränken und Alkohol zu schaden. Von ihrer Meinung lassen sie sich nicht abbringen.

Der Morgen vergeht. Krämpfe habe ich nicht mehr bekommen, die Schmerzen sind verschwunden. Die anderen Krankheitserscheinungen werden aber schlimmer, statt besser. Der Körper wird immer schwächer, der Kopf bleibt klar. Nur zwei Wünsche beherrschen mich noch: ich möchte trinken, immerzu trinken — am liebsten etwas Eiskaltes! Aber wenn die Schwester nun einmal kaltes Getränk nicht geben will, dann soll sie doch wenigstens von ihrem lauwarmen Kaffee und Tee soviel geben, daß es langt. Sie soll doch ein ganzes Brett voll gefüllter Tassen an mein Bett stellen. Werde ich denn die Tassen auch langen können? Ich konnte doch vorher den Schwamm nicht zum Gesicht führen. Ich probiere: doch, es kann gehen. Beim Waschen hätte ich ja den Ober-

körper aufrichten und den Arm dann vom Stuhl bis hinauf ins Gesicht führen müssen. Das Trinken geht leichter. Wenn ich den Kopf vorn an den Bettrand schiebe und den Arm seitwärts, so kann ich eine Tasse nach der anderen so bewegen, daß ich gar nicht mit der Hand zu heben, sondern nur zu schieben brauche. Dann werde ich schlürfen, die leere Tasse zur Seite und eine volle an ihre Stelle schieben. So muß es gehen.

Was ich mir außer dem Getränk noch wünsche, ist Ruhe, um ungestört denken zu können.

Wenn es doch verstummen würde, das Geföhne der neu Eingelieferten und das Rufen der Sterbenden. Alle rufen sie entweder einen Frauennamen oder Mutter, ehe sie gehen. Bei den älteren ist es wohl die Frau, bei den jüngeren die Braut, bei den jüngsten die Mutter, die ihnen das Sterben erleichtern soll. Und die Gerufenen kommen alle, sind wohl schon da gewesen, ehe der Sterbende nach ihnen verlangte. Ich sinne und sinne, bis mich ein Ruf aus dem Bette an meiner linken Seite jäh zusammenfahren läßt. Ich wende den Kopf — — da steht schon wieder die Schwester und deckt ein weißes Kissen über ein Totenauflage. Gleich darauf haben die Leichenträger das bedeckte Gesicht gesehen und treten nun aufs neue an das Bett heran, in dem erst vor einigen Stunden einer seine Sophie rief. In dem Bette zu meiner Rechten liegt ein kleines Kind, das eben friedlich schlief. Der Sterbende hat es munter geschrien. Mäglich könnt nun sein Weinen durch die Baracke. Das Kind hat gar nicht Cholera, ist anscheinend überhaupt nicht krank. Die Schwester sagt, daß Vater und Mutter in den Baracken liegen. Als die Krankenträger die Eltern geholt hätten, sei das Kind gleich mitgenommen worden. Erst nach einigen Tagen wurde es wieder aus unserer Baracke entfernt. Ob es zu den Frauen gekommen ist oder in Pflege aufs Land, konnte ich nicht erfahren. Jetzt sucht die Schwester, es mit Milch zu beruhigen. Als das nichts hilft, flößt sie ihm Rotwein ein, um es in Schlaf zu bringen.

Während die Schwester zwischen meinem Bett und dem des Kindes steht, bitte ich sie um Getränk. So ungern ich mich auch zum Sprechen zwingen — der Durst treibt mich dazu. Sie gibt mir Tee. Nach der ersten Tasse will ich gleich die zweite. Bisher hat sie mir immer, wenn sie gerade in meiner Nähe war, soviel zu trinken gegeben, als ich wollte, jetzt weigert sie sich. „Wollen Sie denn mit Gewalt sterben?“ ruft sie. „Sie sehen doch, daß Ihnen das viele Trinken schadet. Solange der Magen es nicht behält, muß es schädlich sein, das wird Ihnen doch die gesunde Vernunft sagen, daß Sie durch das ewige Brechen immer schwächer werden.“ Sie hat es mehr in gutmütigem als ärgerlichem Ton gerufen, trotzdem sie dabei mit dem Fuß auf den Boden stampfte. „Sterben ist nicht schlimm! Lieber will ich an der Cholera sterben, als verdursten!“ Sie hat mich geduldig angehört. Jetzt sitzt sie an meinem Bett und redet so leise auf mich ein, daß niemand außer mir es verstehen kann. Das Flüstern der Schwester mit mir fällt keinem auf. Es kommt ja oftmals am Tage vor, daß sie mit einem Kranken leise spricht. Mancher will nicht abfahren, ohne sein

Gewissen erleichtert zu haben. Sie nimmt letzte Grüße und Mitteilungen an die Angehörigen entgegen. Was sie mir jetzt leise sagt, ist das: „Sterben ist gar nicht schlimm; da haben Sie recht. Aber vorher werden Sie wohl Kochsalzlösung bekommen. Möchten Sie die? Und überhaupt haben Sie noch lange Zeit zum Sterben. Freilich, wenn man feige ist, nicht mal ein bißchen Durst ertragen kann — dann. Was wissen Sie denn vom Verdürsten? Meinen Sie, das gehe so schnell? Wenn Sie ein Mann sein wollen, dann verlangen Sie jetzt nicht eher wieder zu trinken, bis ich Ihnen von selbst anbiete. Und wenn Sie kindisch sind und doch verlangen, so gebe ich Ihnen trotzdem nichts.“

Damit ist sie verschwunden. Nun liege ich wieder ganz in Gedanken versunken. Was hat sie alles gesagt? Ich habe jedes ihrer Worte genau im Kopfe. Brechen und immer wieder Brechen — — da hat sie zweifellos recht, daß das meinen totmatten Körper noch mehr schwächen muß. Außerdem ist es sehr unangenehm, dieses ewige Hinausbiegen des Kopfes über den Bettrand, um zu brechen. Das stört einen noch mehr in seinen Gedanken als alles andere. Wenn aber doch der Magen ganz leer ist, muß wohl das Brechen einmal aufhören. Da muß ich ihr also auch beipflichten. Und das mit der Kochsalzlösung — ob ich die möchte. — Nein, nur das nicht! Ich bin nicht feige — wenigstens nicht so feige, um nicht noch viel mehr Durst ertragen zu können als jetzt. Das werde ich der Schwester schon beweisen. Sie, deren Nerven aus Stahl zu sein scheinen, von der kein Mensch weiß, wann sie eigentlich schläft, soll sehen, daß ich mich auch zusammenraffen kann — aber bis zur Kochsalzlösung — nein — soweit reicht mein Mut nicht. Der hohe Galgen, der fast bis an die Zimmerdecke reicht, soll mir nicht an mein Bett kommen. Ein Glas, das mehrere Liter hält, steht ganz oben. Am Boden hat es ein Loch. Darinnen steckt das eine Ende eines Schlauchs. Das andere läuft in einer hohlen Nadel aus. Die wird den Sterbenden in den Oberschenkel gespießt und bleibt halbe, manchmal ganze Stunden und noch länger darinnen. Ich kann von meinem Bett aus gut nach der gegenüberliegenden Reihe Betten sehen. Auch den Stand der Flüssigkeit oben im Glase kann ich beobachten. Ganz langsam — besonders den Kranken viel zu langsam — nimmt das Salswasser ab und dringt unten ins Blut ein. An meiner Seite, wenigstens in meiner nächsten Nähe, war der Galgen noch nicht, seit ich eingeliefert wurde. Die beiden an meiner Seite Gestorbenen hatten es zu eilig gehabt mit ihrer Abreise. Hoffnung oder den Wunsch zu leben, habe ich trotz der Worte der Schwester nicht. Daß ich jetzt sterben werde, erscheint mir noch immer ganz selbstverständlich. Aber ich will auch so sterben, wie die Beiden neben mir. Jedenfalls ohne Galgen. Mir die Kochsalzlösung einleiten zu lassen, das hätte ich der Schwester wohl kaum versprechen können und wenn sie mich noch so feige gescholten hätte. Aber das hat sie ja auch nicht verlangt; sie scheint gar nicht einmal viel von dieser Operation, die einfach an einem vorgenommen wird, ob man will oder nicht, zu halten.

(Schluß folgt.)

## Die wandernden Augen.

Ich denke einer alten Sage  
Von Augen, die da wandern geh'n,  
In jedem Ort, an jedem Tage  
Der Menschheit Glück und Leiden seh'n.

Die Seelen sind's der Wälderspropheten,  
Gedantengroß und liebevoll --  
Sie dürfen jenen Pfad betreten,  
Der Zeit ungrenzt und Ewigkeit.

Wo Brüder hier zu Brüdern sprechen,  
Da leuchtet ihres Blicks Demant;  
Doch wo sie hier den Frieden brechen,  
Da sind die Augen abgewandt.

Wo Martyrblut den Boden rötet,  
Da zuckt's wie Frost durch Mack und Bein,  
Und wo Gewalt die Freiheit tötet,  
Da flammt durchs Herz ein Wetterchein.

Und wo die Knechtschaft ausgebreitet,  
Die ganze Völker senkt in Nacht,  
Da ist der Augen Strahl geleitet  
Zum Leuchtturm der Gewissenswacht.

Und reißt vom Grunde sich ein Beben --  
Erkenntnisstürme brausen: Licht! --  
Dann sprüh'n die Augen wildes Leben,  
Verderben und ein Strafgericht.

Und wo sich der Verrat verbündet,  
Da glüh'n die Augen düster-rot;  
Kein Mitleid, kein Verzeihen kündigt  
Ihr Blick, nur: Ethne oder Tod!

Doch einmal -- klingt die Sage wieder --  
Wird Glanz ihr Leuchten, ruhig, mild . . .  
Dann singt die Menschheit Jubellieder  
Und kränzt der Freien Götterbild.

Otto Dreger.

**Gustav, der musikalische.** Seine Neigung für Töne ist schon so alt wie er selbst. Für Töne schlecht-hin. Es macht nicht viel Unterschied, ob sie aus den Walzen einer Drehorgel, aus den Saiten einer Violine, aus den Falteln einer Harmonika oder ob sie aus der Kehle eines Sängers, einer Kuh, einer Ziege kommen. Wenn der Sturm durch die Fensterscheiben pfeift oder wenn eine schlechtgeschmierte Tür quillt -- für Gustav ist es Musik, der man, wenn möglich, etwas nachhelfen muß. Denn Gustav ist auch aktiver Musiker. Er kann auf einem Stiefelhufeisen geigen, auf einem Feuerhaken blasen und auf seinem eigenen Daumen flöten. Die Kaffeemühle wird zur Drehorgel, ein alter Schafstiepel zur Harmonika -- und Tierlaute machen ihm schon gar keine Schwierigkeit; denn er wohnt in einem Hause, in dessen Umgebung sich Kühe, Ziegen, Schweine, Schafe, Pferde, Hunde, Katzen, Hühner und sogar ein wahrhaftiger vierbeiniger Esel befinden.

Leider findet Gustav, wie die meisten Kinder, nur ein sehr fragwürdiges Verständnis für seine künstlerischen Leistungen. Seine Erzeuger haben zwar gegen seine passive Neigung -- das stille Zuhören -- nichts einzuwenden; aber sie halten sich gleich die Ohren zu, wenn Gustav aktiv wird. Und wenn er eine halbe Stunde das Krächzen eines Raben nachgeahmt hat, so sagen sie schon: „Nu mal was anderes.“

Dann wird Gustav ein Stuck, ein Pferd, ein Esel, ein Hahn -- oder alles nebeneinander. Und ist sehr erstaunt, wenn seine Zuhörer seufzen: „Du soll der Teufel aushalten!“ Oder: „Das ist ja zum Verdrücken!“

Für Gustav ist das alles sehr amüsan. Am schönsten aber ist es, wenn der Vater sich mit beiden Händen ins Haar fähet und schreit: „Himmelfreudonnerwetter, Jungel! Jetzt sei aber mal fünf Minuten ganz still!“ Dann ist Gustav wirklich still, lächelt zum Vater hinauf, sieht gespannt auf dessen Mund und sagt bittend: „Noch mal.“

„Wir müssen das ändern.“ Die Eltern berieten. Die Mutter meinte, ein natürliches Talent dürfe man nicht unterdrücken. Hausfrauen denken so leicht an Lorbeerblätter.

Schließlich einigten sie sich auf eine Spielbox von möglichst geringer Tonstärke. Dies Instrument

war dazu bestimmt, Gustav zu überlisten, sollte ihn über den Genuß der Töne die eigene Produktion vergessen lassen.

Es war wirklich ein Nest, wie sie man endlich antam. Ein kleines Kästchen, nicht viel größer als eine Manneshand, mit austauschbaren Walzen, die von einem Uhrwerk getrieben wurden.

Gustav war stumm. Stumm vor Freude und Stannen. Er stand wie angewurzelt am Tisch, vor dem offenen Kästchen und schaute mit festem Lächeln hinein. Dort drinnen drehte es sich und blinkte und bligte und schmerzte -- und hauchte seine, klingende Töne hinaus.

Sobald man einen Metallknopf, so schnappte eine Feder ein und brachte das Werk zum Stehen. Drückte man ihn nieder, so begann das Spiel von neuem. Als Gustav diesen prächtigen Mechanismus begriffen hatte, übte er sich andauernd in seiner Handhabung. Auch der Deckel ließ sich öffnen und schließen, dämpfte die Töne oder ließ sie lauter klingen. Und also schloß und öffnete er sich fortwährend in schöner Abwechslung.

Gustav selbst blieb stumm, war nur Auge und Ohr und nicht im geringsten Mund.

Die Mutter schob einen triumphierenden Blick zum Vater hinüber: „Nun, wie ist Dir?“

„Wie Sommerferien.“

„War es nicht gut, daß ich auf diese Idee kam?“

„Du? Ich dachte, ich --?“

„Sol' Also wenn eine Idee etwas laugt, so ist sie stets von Dir?“

„Meistens --.“

„Ach --.“

Hier wurde der eheliche Meinungsaustrausch unterbrochen. Gustav hatte sich von seiner Verblüffung erholt; er nahm die Spieluhr auf den Arm und begann, mit ihr im Takte herumzumarschieren.

„Nein, das geht nicht, Gustav. Du läßt sie fallen, und dann ist die Musik tot.“ Die Mutter nahm ihm das Instrument aus dem Arm.

In Gustavs Gesicht zuckte es: „Liebe Spielboxe haben, liebe Spielboxe haben.“

„Stell Dich nur ruhig hierher und höre zu.“

Ein paar Tropfen kullerten von Gustavs Wangen und fielen ins Werk.

„Auf diese Weise verrostet sie,“ jagte der Vater.

Gustav schrie laut.

„Diese Symphonie ist auch nicht übel.“

„Trompete haben!“

Die lag seit Wochen in irgendeinem Winkel.

Aber Gustav fand sie doch.

„Trää -- trää -- trää --.“

Die Tränen standen ihm noch auf den Wangen. Aber er blies und lächelte schon wieder. Wies immer den einen trübenden Ton tastmäßig zum Spiel der Uhr.

„Wunderschön,“ urteilte der Vater. „Aber Ferien sind ein schöner Traum.“

„Sol' eine Mutter Ferien?!“

Gewiß nicht. Schon die folgende Nacht bewies es.

Gustav wachte so gegen zwei Uhr auf und hatte zwei dringende Bedürfnisse. Das zweite bestand in dem Verlangen, Musik zu hören; es ließ sich durch Worte nicht bestärken.

„Was soll ich tun?“ fragte verzweifelt die Mutter.

„Die Lampe auspuften,“ grollte es vom Bett des Vaters her.

„Er schläft vielleicht eher wieder ein, wenn --.“

Es war so leicht wie bei Vellamy. Man brauchte nur auf einen Knopf zu drücken und das „Vautlied aus Lohengrin“ -- so sagte Gustav -- furrte los wie aus der Pistole geschossen. Zwölfmal in zehn Minuten.

Gustav schlief wirklich ein, nachdem die Walze sich vierundzwanzigmal um ihre Achse gedreht hatte.

Schlief ein, um so gegen sechs Uhr morgens einen neuen musikalischen Tag zu beginnen.

Die Spielboxe stand auf dem Kaffeetisch, produzierte die Tafelmusik zum Mittag und würzte das Abendbrot.

Der trockenste Wüchling fuhr unter den Klängen der „Lustigen Witwe“ weiter in die Magengrube.

Der Vater begann Rum zu trinken. Er drohte mit noch stärkeren Spirituosen, wenn sich das nicht ändere. Er sagte, die Abstinenten hätten gewiß keine musikalischen Kinder.

Denn zwischen den Mahlzeiten ging es ja noch viel, viel lustiger her. Gustav erwachte zum Beispiel eine Pfeife und schlug sie im Eifer taktmäßiger Begleitung auf dem polierten Tische entgegen.

Oder er schob auch die Stühle in der Stube umher, weil sie zur Musik tanzen sollten. Oder zwei Topfdeckel fanden sich zu reizender Harmonie zusammen. Oder Gustav sang so zur Begleitung, daß er einen feuerroten Kopf triegte, um am Ende befriedigt zu erklären: „Ach kann doch lauter!“

Und wenn der Vater dann mit den Händen ins Haar fuhr, sagte die Mutter: „Ja, siehst Du, das hast Du von Deinen prachtvollen Ideen.“

## Straßenverkehr und Straßendärm im alten Rom.

Die Stadt Rom hat in der Kaiserzeit eine zwölfhunderttausend Einwohner gehabt und war eine Millionenstadt, vermutlich die einzige, die es in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf dem Erdenrund gab. Das Zentrum der alten Welt verfügte über einen seiner Größe entsprechend Straßenverkehr und demgemäß auch Straßendärm. Wir können uns hiervon eine anschauliche Vorstellung bilden aus den Schilderungen römischer Schriftsteller der Kaiserzeit, besonders Martials, dessen Blütezeit gegen 100 n. Chr. fällt. Als armer Teufel war dieser berühmte Dichter gezwungen, in einer Mietkammer ein schlechtes Logis nach der Straße hin zu bewohnen, wo er sich nicht einmal durch genügenden Schlaf von der nächtlichen Arbeit erholen konnte; denn in aller Frühe schon trat ihn, wie er sich ausdrückt, Rom vors Bett, das Sprechen und Lachen der Vorübergehenden weckte ihn. Dazu bestand für die Väterjungen die schöne Sitte, des frühmorgens in ihren Körben und Neben auf der Straße laut auszurufen. Das Ausrufen von allerhand Waren hört dann den ganzen Tag nicht auf und dient dazu, den Lärm und die Verkehrshemmnisse auf den Hauptstraßen zu vergrößern. Da sind Jungen mit Salzstücken, Händler mit warmen Würsten, Verkäufer von kaltem Wasser, Zeitboten von gekochten Erbsen und dergleichen Lederbühnen, mehr, und alle preisen um die Wette mit gellenden Stimmen ihre Handelsartikel an, außer ihnen machen sich auf der Straße noch andere Leute breit, die ihre Ware an den Mann bringen wollen. Zahlreiche Wunden sind nämlich in die Straßen hinein vorgeschoben und beherbergen Läden, Werkstätten und Kneipen. Sie waren natürlich ein arges Verkehrshindernis, zumal die Straßen ohnedies eng und krumm waren. Die römischen Gewähren geben drastische Schilderungen von dem Gedränge das auf den Hauptverkehrsadern herrschte. Man kann da nicht nach Belieben gehen, sondern man wird geschoben, empfängt Rippenstöße und teilt solche aus, wofür man dann auf einmal angefaßt wird: „Was soll das heißen, Verrückter? Was hast du denn? Du störst wohl, was dir im Wege ist, wenn du zu deinem Herrn läufst.“ Oder es gibt auf einmal von einem Soldaten mit nageelbeschlagenen Schuhen einen fürchterlichen Tritt auf die Süßneraugen. Man trägt eine Menge aus der wogenden Menge Misse in der Kleidungsstücken davon, und hier und da wird ein zum Opfer der Diebe, die sich das Gedränge zur Ausübung ihres Handwerks zunutze machen. Einer Dame, die neben unserem Gewährsmann geht, reißt einer das Kleid von der Schulter und entteilt damit. Niemand hätte den eleganten Herrn mit dem parfumierten Haar und den vielen Ringen für einen Epikuberen gehalten. Vergebens ruft der Bestohlene: „Haltet den Dieb!“ Die Menge nimmt den Ruf auf, aber der Räuber ist schon untergetaucht im Gedränge. Es geht sich um so leichtschwerlicher, als viele Lastträger unter der Menge sind, die Tonnen, Bretter, Balken und dergleichen einherschieben. Dann suchen sich zahlreiche Sänfterträger mit ihrer Würde durchzudrängen. Die Sänfte war bei Tage -- außer Schusters Mappen -- das einzige Transportmittel für Personen. Die Benutzung von Wagen und auch von Reitpferden war tagsüber nicht gestattet. Das gleiche Verbot galt für Lastwagen aller Art, mit Ausnahme solcher die zu öffentlichen Bauten Materialen herbeischafften. Diese Bestimmungen genügen allein schon, um die Gewißheit zu geben, daß die römischen Straßen oder besser Gassen kaum für den Fußgängerverkehr genügten. Weiter aber erhellt daraus ohne weiteres, daß die Nacht in Rom sehr lebhaft gewesen sein muß, sintonal sich der ganze Lastfuhrwerksverkehr auf die Stunden zusammendrängte, denen die Hauptstadt sonst ruhte. Vom Wagen gerassel ganz abgesehen, gab es auch sonst bei dem Lärm genug in Rom. Betrunkene lobten zahlreich in den Straßen umher, und dann existierte eine Mallichtscheu des Gewinndels, dessen Treiben dadurch begünstigt wurde, daß es keine Straßenbeleuchtung gab. So konnte es einem trotz der 7000 Nachwächter gar leicht passieren, von Straßenräubern ausgeplündert oder gar erdolcht, von einem Raubbold angerempelt und durchgeprügelt zu werden. Eine Eigentümlichkeit des römischen Nachtlebens die es in heutigen Städten nicht mehr gibt, war schließlich die Gewohnheit römischer Liebhaber, von Liebhabens Tür ein Ständchen zu bringen, wenn andere Leute Ruhe haben wollten. Und so war das alte Rom auch zu nachtschlafender Zeit nicht ohne weltstädtische Straßenverkehr und Straßendärm.

Nachdruck des Inhalts verboten!